

OLIVER PLASCHKA

MARCO POLO

Bis ans Ende der Welt

ROMAN

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Originalausgabe November 2016

© 2016 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Haus der Sprache / Momo Evers

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Coverabbildung: Gettyimages / NoDerog, Tetra Images / Corbis

Karte: Computerkartographie Carrle

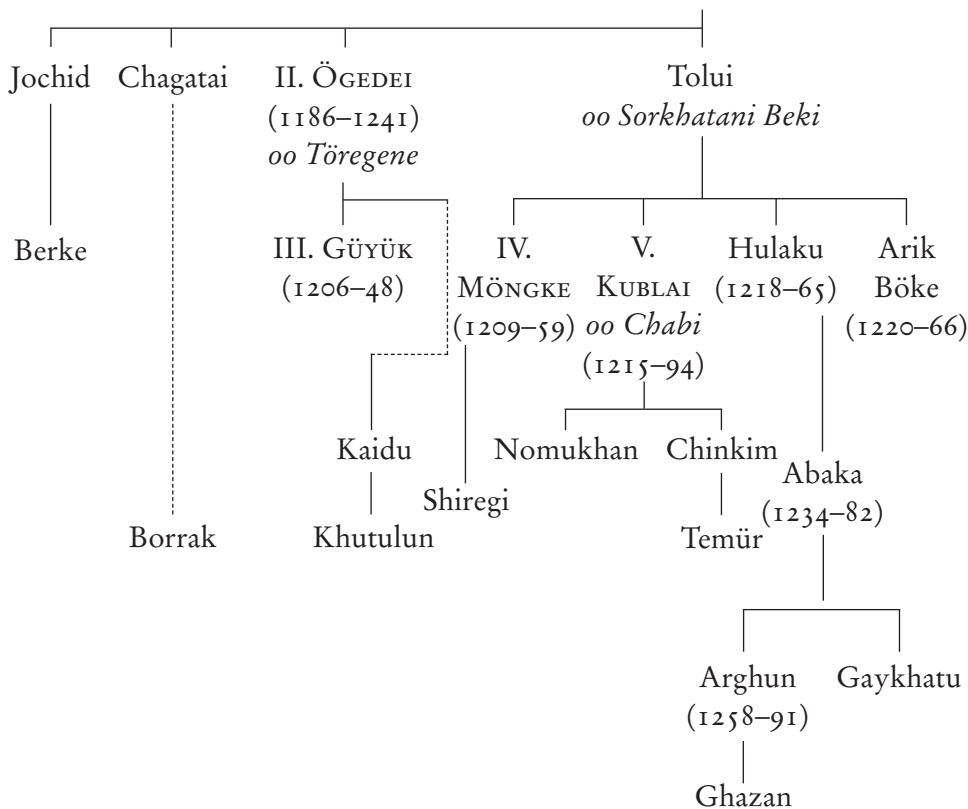
Satz: Daniela Schulz, Puchheim

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28138-3

VEREINFACHTER STAMMBAUM DER DSCHINGISIDEN

I. DSCHINGIS (1162–1227) *oo Börte*





Goldene Horde

Sarai

Genua

Venedig

Pisa

Rom

Soldaia

Trapezunt

Konstantinopel

Bukhara

Balkh

Laiaas

Tabriz

Candia

Bagdad

Persien

Akkon

Jerusalem

Yazd

Kerman

Kesm

Hormuz

cora

Scotra

Marco Polo



1000km



INHALTSVERZEICHNIS

DAS BUCH DER REISE

- I Der Venezianer
- II Bilder der Serenissima
- III Nicolò und Maffeo
- IV Akkon
- V Die Mitte der Welt
- VI Die Macht der Geschichten
- VII Das Wunder von Tabriz
- VIII Ismael
- IX Die Karaunas
- X Datteln und Fisch
- XI Der Priester Johannes
- XII Die erloschene Flamme
- XIII Die Vision im Traume
- XIV Die Reise ans Ende der Welt

DAS BUCH KITHAIS

- I Xanadu
- II Der einsame Prinz
- III Die zwei Städte
- IV Der goldene Käfig
- V Der Weg nach vorn
- VI Anda
- VII Khanbalik
- VIII Die Khatun
- IX Der Fall von Quinsai
- X Besuche

XI	Der silberne Baum
XII	Drei magische Inseln
XIII	Prinzessin Mondschein
XIV	Wen die Götter beschützen
XV	Bailo Ahmat
XVI	Schattenspiel
XVII	Verschwörer
XVIII	Nacht am Palast
XIX	Ein Sturm weißen Laubs
XX	Geister unter den Sternen
XXI	Abschied
XXII	Das Reich Mien
XXIII	Die Stadt des Himmels
XXIV	Der späte Garten
XXV	Die weiße Schlange
XXVI	Die letzte Schlacht
XXVII	Der Gang von Zeit und Welt
XXVIII	Wie es endet

DAS BUCH DER HEIMKEHR

I	Der Brief
II	Das Versprechen
III	Die Geschichte von Sakyamuni Burkhan
IV	Die Bawarij
V	Der Fall
VI	Antworten
VII	Salbei und Hundefett
VIII	Die neuen Polos
IX	Il Milione (1)
X	Der Sohn des Dogen
XI	Das Wunder
XII	Die Wahrheit (1)

- XIII Der Vorschlag
XIV Die Wahrheit (2)
XV Il Milione (2)

ANHÄNGE

Figurenverzeichnis
Historische Ereignisse
Ortsverzeichnis
Nachwort
Literatur
Danksagung

*In den Gärten funkelt manch emsiger Lauf
Wo Bäume reich vor Weihrauchduft erblühen
Und alt wie die Hügel die Wälder darauf
Umschließen sonnenhelles Grün*

– Samuel Taylor Coleridge,
Kubla Khan; or, A Vision in a Dream

*Auf dem Bambus, gleich Jade zwischen dem Fels,
schimmern Regentropfen
Und am Gebirgspass spielt der Wind in den Zedern
wie auf einer Zither*

– Kublai Khan, *Eingebung während des
freudigen Aufstiegs zum Frühlingsberg*

DAS BUCH DER REISE

1264-1273

* * *

OKTOBER BIS DEZEMBER 1298

I

DER VENEZIANER

Genua, Oktober 1298

Als Rustichello da Pisa im Herbst des Jahres 1298 einen neuen Zellennachbarn bekam, hatte er die Hoffnung, in seinem Leben noch etwas anderes als das Gefängnis zu sehen, längst aufgegeben. Gewiss, der Palazzo del Capitano del Popolo war ein anständiges Gefängnis. Vielen tausend seiner Gefährten, die man nach der Schlacht von Meloria gefangen genommen hatte, war es schlechter ergangen. Dennoch ertappte er sich immer öfter bei dem Wunsch, den Palazzo lieber heute als morgen zu verlassen, und wenn schon nicht lebend, so doch wenigstens als toter Mann.

Beide Wünsche würden ihm verwehrt bleiben. Die Zukunft, die Rustichello da Pisa beschieden war, sollte eine seltsame und wunderbare sein.

Der Mann, der ihm die fast vergessene Welt jenseits der Mauern des Palazzos wieder vor Augen rief, in Farben leuchtender noch als die Träume, die in den grauen Wänden zu ihm kamen, wurde eines Montagmorgens in die Zelle neben seiner geworfen. Rustichello wusste, welcher Tag es war, weil das Essen montags immer spät kam und aus den aufgewärmten Resten vom Sonntag bestand. Das Jahr kannte er, weil man es ihm gesagt hatte, als sein letzter Zellennachbar gestorben war. Nur mit dem Monat war er sich nicht sicher – er hatte lange aufgehört, einen Kalender zu führen, denn die vielen in das Mauerwerk geritzten Striche hatten ihn an die Kratzspuren einer eingesperrten Bestie erinnert. Er musste aber bei gesundem Verstand bleiben. Das sagte er sich immer wieder, obwohl er kaum noch den Grund dafür wusste.

Die Palastdiener schleppten den Gefangenen in Ketten

durch den Gang vor Rustichellos Zelle, schlossen die Tür zu seiner Linken auf, die seit dem Frühling nicht mehr geöffnet worden war, und warfen den Fremden unter zahlreichen Flüchen hinein. Dann schlugen sie die Tür wieder zu und schlurften missmutig davon. Die Palastdiener mochten den Keller nicht, weil es hier stank. Das wiederum wusste Rustichello noch aus eigener Erfahrung. Als er damals verlegt worden war, hatte sich ihm der Magen umgedreht von dem Geruch nach Unrat und Verzweiflung. Die Erinnerung daran war geblieben, auch wenn seine Sinne den Gestank nicht mehr wahrnahmen.

Früher, in den ersten Jahren, hatte er eine kleine Zelle im Erdgeschoss gehabt und man hatte ihm gelegentlich sogar Bücher zum Abschreiben gebracht. In dieser Zeit hatte er auch den spöttischen Namen aufgeschnappt, den die anderen Gefangenen den Wachen gaben: Palastdiener. Der Palazzo hatte einst dem für seine Volksnähe bekannten Guglielmo Boccanegra gehört. Doch nur zwei Jahre nach der Fertigstellung seines geschmackvollen Domizils hatte der tüchtige Capitano del Popolo sein Heil in der Flucht suchen müssen. Seither hatte man begonnen, den Palazzo als Gefängnis zu nutzen. Ein paar der Bediensteten waren noch dieselben wie zuvor, nur dass die Ansprüche an ihre Arbeit gesunken waren – und die Gefangenen sich einen Spaß daraus machten, sie als ihre Diener zu bezeichnen.

Rustichello liebte solche Anekdoten. Sie waren alles, was er noch besaß, und kostbarer denn je, seit er seine alte Zelle verloren und seine Reise abwärts in den hintersten Winkel des Kellers angetreten hatte, wo er von den anderen Häftlingen kaum noch etwas mitbekam. Er war ein Sammler des seltensten Guts, das den heutigen Bewohnern dieser Residenz geblieben war: Geschichten.

Einst, daran erinnerte er sich noch, hatten die Leute Gold und Silber dafür gezahlt, seine Geschichten zu hören. Und

er hatte sie alle erzählt: Meliadus, Tristan, Palamedes. Heute war er mittellos, ein Trödler ohne Stand, der dankbar sein musste, dass man ihm noch das Gnadenbrot gab. Manchmal fragte er sich, was geschehen würde, wenn man ihn hier unten einfach vergaß.

Der Gefangene in der Zelle nebenan rasselte mit seinen Ketten.

»Messere?«, fragte Rustichello an die Wand zu seiner Linken gerichtet, in der sich auf Bodenhöhe ein kleines, verwinkeltes Loch befand. Das Mauerwerk des Kellers war weich und mit den Jahren löchrig geworden. Leider war es dennoch dick genug, dass die versteckten Verbindungen den Ratten des Palasts als ihre höchstgelegenen Flure durch die Gemächer dienten. »Könnt Ihr mich hören?«

Ein undeutliches Stöhnen war die Antwort.

»Messere?«

»Wo ... bin ich?« Der Mann hatte eine ruhige und angenehme Stimme, auch wenn ihm fast die Kraft zum Reden fehlte.

»Im Palazzo del Capitano del Popolo.«

Wieder das Stöhnen. »Dann habe ich den tiefsten Höllengrund erreicht.«

»Glaubt Ihr?«, fragte Rustichello interessiert. Er hatte den Palazzo in Gedanken von vielen Seiten betrachtet, doch die Idee, dass sein Gefängnis in Wahrheit die Hölle sein könnte, war ihm all die Jahre noch nicht gekommen.

»Heißt es nicht, die Gefangenen würden hier bei lebendigem Leibe verhungern? Ich hörte, man stecke sie in ein Loch und werfe den Schlüssel weg. Gute christliche Tradition.«

»Messere, noch seid Ihr nicht tot, und Ihr solltet nicht lästern«, tadelte Rustichello. »Wahrscheinlich seid Ihr Venezianer, nicht wahr?«

»Wie kommt Ihr darauf?« Die Stimme nebenan klang nun wacher.

»Weil niemand sonst solche Probleme hat, Leben und Tod voneinander zu unterscheiden. Und auch am rechten Glauben mangelt es Euch häufig, wie man sagt.«

Ein undeutliches Grunzen war die Antwort.

»Habe ich recht?«, fragte Rustichello erfreut. »Ihr kommt aus Venedig?«

»Wie steht es mit Euch?«

»Ich bin Pisaner«, stellte er sich vor. »Rustichello, zu Euren Diensten.«

»Dann scheint es, wir haben einander im Herzen unseres gemeinsamen Feindes gefunden, Rustichello da Pisa.« Er glaubte eine gewisse Befriedigung in der Stimme seines Nachbarn zu hören.

»Nun, Ihr gewiss ...« Rustichello räusperte sich. Es schickte sich nicht, dass sein Nachbar sich noch nicht vorgestellt hatte, aber von einem Venezianer war unter diesen Umständen wohl nicht mehr zu erwarten. »Wahrscheinlich werdet Ihr bei Eurer Ankunft die Löwen bemerkt haben, die die Außenmauer des Palazzos zieren. Diese Löwen stammen von der venezianischen Botschaft in Konstantinopel ... Ich wünsche Euch, dass das Wahrzeichen Eurer Heimat Euch einen kurzen Aufenthalt im Palazzo beschert.«

»Das ist sehr freundlich«, murmelte der Venezianer. »Insbesondere, da Euch dieses Glück anscheinend verwehrt blieb – so wie vielen Eurer Landsleute. Wahrscheinlich wisst Ihr, was man sich dort draußen lange Zeit über Pisaner erzählte?«

»Aber sicher doch.« Rustichello seufzte. »Dass sie keinen geraden Glockenturm bauen können, nehme ich an.«

»Das auch«, gab die Stimme zu. »Ich meinte aber etwas anderes.«

»Was?«, fragte Rustichello. »Was erzählte man sich über Pisaner?«

»Dass man schon nach Genua gehen müsse, um welche zu treffen.«

Rustichello schnaubte. »Es ist nicht sehr freundlich, Scherze mit einem Verdurstenden zu treiben.«

»Einem Verdurstenden?«

»Aber ja.« Er fühlte sich auf einmal sehr müde, trotz der unverhofften Gesellschaft. Vielleicht ängstigte ihn, was dieser Venezianer ihm noch alles erzählen könnte. Lange Jahre war die Zeit an ihm vorbeigeeilt. Sein Leben zerrann ihm unter den Fingern, als versuchte er, mit bloßen Händen den feinen Sand aus einem Stundenglas zu schöpfen. Manchmal wusste Rustichello nicht mehr, wie alt er eigentlich war. Dieser Fremde mochte es ihm in Erinnerung rufen.

»Ihr könnt es Euch vielleicht nicht vorstellen, denn Ihr seid erst seit kurzem hier. Doch mit der Zeit werdet Ihr erkennen, dass Euer ärgster Feind an diesem Ort Ihr selbst seid. Ihr seid alles, was Euch bleibt. Und Ihr werdet Euch zur Last fallen. Ihr werdet Euch danach verzehren, etwas anderes kennenzulernen als Euch selbst. Vielleicht wird Euch das Angst machen, und vielleicht werdet Ihr Euch selbst darüber verlieren, so dass Ihr irgendwann gar nichts mehr habt. Alles, was bleibt, ist diese Wüste aus Stein, in der man eines Tages Eure Gebeine finden wird. Das meinte ich, als ich von einem Verdurstenden sprach.«

Er hatte sich währenddessen auf den Rücken gedreht, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, unter ihm das schmutzige Stroh, über ihm die Decke mit ihren Landschaften aus Schatten und Schimmel.

»Wisst Ihr, wovon ich rede?«

Doch sein Mitgefänger gab keine Antwort mehr, und bald darauf war Rustichello eingenickt.

»Ich weiß sehr gut, wovon Ihr sprecht«, sagte der Venezianer, als Rustichello erwachte. Graues Licht fiel durch das schmale, vergitterte Fenster auf Kopfhöhe, das ihm zwar

eine Ahnung des Wechsels von Tag und Nacht bescherte, aber lediglich den Blick auf ein paar Pflastersteine im Hof zuließ. Wie viel hätte er an manchen Tagen dafür gegeben, auch nur zwei Fingerbreit blauen Himmel zu sehen! Doch solange die Glocke der Kathedrale San Lorenzo nicht schlug, hatte er keinen Anhaltspunkt, wie viel Zeit er verschlafen hatte. Das passierte ihm immer öfter: Er döste ein und dämmerte wie unter einem Zauberbann dahin, bis er nicht mehr wusste, was Traum und was Wirklichkeit war.

Rustichello rieb sich die Augen und schaute sich um. Es hatte kein neues Essen gegeben, also konnte es noch nicht Dienstag sein. Das Dienstagsessen war einen Hauch frischer und weniger furchtbar als das vom Montag, doch auch das half nicht, die Erinnerung an richtige Mahlzeiten wach zu halten. Früher einmal hatte er den Geschmack von Honig oder Feigen gekannt. Vor ein paar Jahren noch hätte er in dunklen Stunden sein Seelenheil dafür verpfändet, diese Genüsse noch einmal zu kosten. Heute, da er vergessen hatte, was ihm einst so besonders daran erschienen war, kam ihm das alles sehr kindisch vor.

»Wovon haben wir denn gesprochen?«, fragte er bekommen.

»Davon, dass ich mir zu Last falle«, sagte der Venezianer. »Dass ich mir selbst zu viel sei und gleichzeitig fürchten müsse, nichts anderes mehr zu haben. Und davon, dass man meine Gebeine dereinst in einer Wüste finden würde.«

»Ich muss mich für meine Worte entschuldigen«, murmelte Rustichello. »Es ziemt sich nicht, seinem Nachbarn so etwas zur Begrüßung zu sagen, und es ergibt auch wenig Sinn. So wie das meiste in meinem Leben.«

»Wieso seid Ihr hier?«, fragte der Venezianer.

»Man nahm mich in der Schlacht von Meloria gefangen.« Er winkte ab, auch wenn sein Nachbar es nicht sehen konnte. Es war eine jener Gesten, die er sich im Laufe langer

Selbstgespräche angewöhnt hatte. »Ihr werdet davon gehört haben.«

»Das habe ich tatsächlich, aber nicht so ausführlich, wie Ihr vielleicht glaubt. Ich war lange fort, wisst Ihr.«

»Die Schlacht von Meloria«, murmelte Rustichello zerstreut und suchte nach den rechten Worten, bis sie ganz plötzlich über ihn hereinbrachen. Auch das passierte ihm immer häufiger. Manchmal kam er sich vor wie ein Mann, der auf seiner Suche nach einem bestimmten Weizenkorn auf einmal merkt, dass seine Schritte ihn in die Kornkammer geführt haben und dass er nicht zu wenig, sondern viel zu viel von dem Gesuchten hat.

»Die Schlacht von Meloria hätte die Entscheidungsschlacht zwischen Pisa und Genua werden sollen. Zwei alte Rivalen, in tödlicher Umklammerung – wie Drachen, die übereinander herfallen, die Fänge im Fleisch ihres Feindes ...« Unwillkürlich hatten seine Arme einander gepackt, und seine Fingernägel bohrten sich in die Ballen. Er lockerte seinen Griff und holte Luft.

»Fahrt fort«, bat der Venezianer.

»Zweiundsiebzig Galeeren hatte Pisa aufgeboden. Es war der sechste August ...«

»Der Sankt-Sixtus-Tag ...«

»Der Nationalfeiertag meiner Heimat, ganz recht. Der Tag, an dem wir unsere Siege auf den Balearen und im Heiligen Land errangen. Geschichte schreibt man nicht an irgendeinem Tag. Heute zum Beispiel, wo nur die Konsistenz eines faden Breis mir Aufschluss über den Kalender zu geben vermag ...« Er kratzte sich im Nacken. »Wo war ich?«

»Zweiundsiebzig Galeeren«, half der Venezianer aus.

»Dank Euch. Also hier drei Geschwader, und auf der anderen Seite nur zwei. Der Sieg hätte ein leichter sein sollen ...«

»Und doch seid Ihr heute hier.«

»Wir wurden verraten«, sagte Rustichello bitter. »Es war eine große Schlacht – die Steine und die Pfeile flogen, als verdunkle eine biblische Plage den Himmel, und wir konnten mehrere Schiffe des Feindes aufbringen oder versenken. Dann griff auf einmal ein drittes Geschwader in den Kampf ein, das sich bis dahin hinter einer Landzunge versteckt gehalten hatte. Es traf uns völlig unvorbereitet, und im Handumdrehen hatte es unser Flaggschiff gekapert. Das war, wie Ihr Euch denken könnt, ein schwerer Schlag für die Moral. Schlimmer noch aber war, dass sich eines unserer eigenen Geschwader auf einmal zurückzog.«

»Es ließ die Flotte im Stich?«

Rustichello spuckte aus. »Dieses Geschwader stand unter dem Befehl von Ugolino della Gherardesca, Conte di Donoratico. Unsere restlichen Schiffe wurden geentert oder in Brand gesteckt. Fünftausend Tote, über zehntausend Gefangene! Ein schöner Sieg für den genuesischen Admiral, Oberto Doria. Nun wisst Ihr, weshalb ich mit solchem Gram auf Euren gestrigen Scherz über Pisaner in Genua reagierte. Man nahm unserer Stadt ihre Söhne – fünfzehntausend auf einen Streich.«

»Das war vor vierzehn Jahren«, sagte der Venezianer. »Viele hat man seither wieder freigelassen. Pisa hat sich erholt. Im Gegensatz zu Euch, wie mir scheint.«

»Vierzehn Jahre«, murmelte Rustichello.

»Ich würde Euch mein Mitgefühl aussprechen, doch fürchte ich, Euch damit zu beleidigen. Seid gewiss, ich weiß, wie es ist, seinen Mut an die Hoffnungslosigkeit der See zu verlieren. Ich habe ihn mehr als einmal verloren.«

»Ihr seid Seefahrer?«

»Ich habe ein Schiff kommandiert. In der Schlacht von Curzola. Eigentlich aber bin ich ein Kaufmann.«

»Curzola«, flüsterte Rustichello, und der Name war wie Honig auf seiner Zunge. »Von dieser Schlacht habe ich noch nie gehört – werdet Ihr mir davon erzählen?«

Der Venezianer zögerte. »Bedenkt, worum Ihr da bittet. Wie Ihr gestern so treffend bemerkt habt, ist mein Leben schon für mich selbst zu viel.«

»Dann lasst mich helfen, diese Last zu schultern.«

»Das ist ein Angebot, das unermesslich viel wertvoller ist, als Ihr zu diesem Zeitpunkt ahnt«, sagte der Venezianer. »Dennoch widerstrebt es mir, Euch in Eurer Geschichte zu unterbrechen.«

Rustichello schüttelte den Kopf. »Über mich ist längst alles gesagt ...«

»Aber mitnichten. Ihr habt mich gefragt, ob ich Seefahrer sei – dasselbe möchte ich Euch fragen.«

»Ich bin ebenso wenig ein Seefahrer wie Ihr.«

»Und doch fanden wir beide unser Schicksal zur See.«

»Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn wir unser Handwerk besser verstanden hätten ...«

»Ein berechtigter Einwand. Was seid Ihr denn, wenn kein Seefahrer?«

»Eigentlich bin ich Dichter. Ein Geschichtenschreiber und Erzähler.«

»Und wieso hält man Euch gefangen?« Der Venezianer klang verwundert. »Ist es so gefährlich, was Ihr zu erzählen habt?«

»Ich?« Rustichello lachte. »Ich habe gar nichts mehr zu erzählen. Nichts, aus dem sich noch schöpfen ließe ... Dieser Brunnen ist vor langer Zeit versiegt.«

»Weshalb hat man Euch dann an diesem grimmigen Ort eingesperrt und füttert Euch mit fadem Brei, wohingegen man so viele Eurer Landsleute von ihren Leiden erlöste oder wieder in die Heimat ziehen ließ?«

»Auch dafür gebührt die Ehre Conte Ugolino, nehme ich an. Seht Ihr, sein Verrat hat diesem Hund nicht geschadet, im Gegenteil. Pisa war am Boden, doch Pisas neue Herren waren seine Freunde. Aus Dank für seinen Verrat machte

man ihn zum Podesta, und er regierte meine Heimat fünf lange Jahre.«

»Eine bittere Wendung. Doch was hat es mit Euch zu tun?«

»Man nahm wohl an, dass ich einen gewissen Wert für den Conte darstellte und er mich vielleicht zurückhaben wollte.«

»War dem denn so? Es klang, als wäre er ein ausnehmend übler Zeitgenosse gewesen. Auch von anderer Seite hörte ich Geschichten dieser Art.«

»Die Geschichten sind alle wahr.«

»Was verband Euch dann mit ihm?«

»Mit ihm war ich nie verbunden.« Rustichello seufzte.
»Aber mit seiner Tochter.«

Der Venezianer schwieg.

»Wisst Ihr, wie das ist, eine Dame von Stand zu lieben?«

»Das weiß ich wohl«, sagte der Venezianer. »Glaubt mir, das weiß ich sogar sehr genau.«

»Ihr sagtet, Ihr hättet von Conte Ugolino gehört, und Ihr spracht in der Vergangenheit von ihm. Stimmt es denn, was ich vor langen Jahren hörte? Dass er tot sei?«

Der Venezianer zögerte. »Ich hörte, dass man ihn in einen Turm warf, gemeinsam mit seinen Söhnen. Dann warf man den Schlüssel fort.«

»Gute christliche Tradition«, murmelte Rustichello. »Und seine Tochter?«

»Wenn ich mich nicht täusche, hieß es, dass sie klug genug war, ihren eigenen Weg zu gehen und sich bald darauf zu vermählen. Mit einem Herrn von Stand, wie man sagt.«

Ein leichter Stich fuhr Rustichello ins Herz. »Ich danke Euch für Eure Offenheit. Nun, das erklärt so einiges, nicht wahr? Bitte habt Verständnis, dass ich kurz darüber nachdenken muss.«

»Natürlich«, sagte der Venezianer.

Kurz darauf war Rustichello abermals eingnickt.

Als er seine Augen das nächste Mal aufschlug, schien es ihm, als wäre sehr viel Zeit vergangen. Er hatte Hunger, und tatsächlich stand vor ihm eine Schale mit Brei. Allerdings stand sie dort wohl schon so lange, dass sie ebenso gut der kalte Rest des Dienstags wie der wenig hoffnungsvolle Bote des Mittwochs sein konnte. Rustichello war verwirrt. Er hatte geträumt, lebhafter als sonst, und schuld daran konnte nur die Erinnerung sein – an jene Schlacht vor vierzehn Jahren, an den, der daraus als Gewinner hervorging – und an dessen Tochter.

»Dieses Mal bin ich es wohl, der sich entschuldigen muss«, sagte der Venezianer, als er auf die Geräusche aus der Nachbarzelle aufmerksam wurde. »Ich hätte Euch nicht derart überrumpeln dürfen. Nach vierzehn Jahren muss es schwer für Euch sein, Euch der Vergangenheit zu stellen.«

»Habe ich im Schlaf geredet?«, fragte Rustichello.

»Das habt Ihr«, bestätigte der Venezianer.

»Ich habe es befürchtet. Manchmal wache ich auf und glaube, eben noch eine Stimme gehört zu haben, fast wie meine eigene. Ich hoffe, ich habe nicht zu viel Unsinn erzählt ...«

»Im Gegenteil. Ihr habt mir einiges zum Nachdenken gegeben.« Der Venezianer klirrte mit seinen Ketten. Wahrscheinlich war er aufgestanden oder hatte sich gegen die Wand gelehnt. »Ihr sagtet, dass Ihr ein Geschichtenerzähler seid. Das ist ein ehrenwerter Beruf in vielen Ländern, die ich gesehen habe.«

»Dann müssen es sehr glückliche oder sehr verzweifelte Länder sein.«

»Beides«, gab der Venezianer zurück.

»Von welchen Ländern sprecht Ihr?«

Der Venezianer räusperte sich. »Ihr habt Euch als einen Verdurstenden bezeichnet«, wick er aus. »Und ich habe lange überlegt, ob ich nicht etwas habe, was Euren Durst stillen

könnte. Wenn Ihr ein Dichter seid, dann sagt Euch sicherlich der Name Dante Alighieri etwas?«

»Natürlich tut er das. Er ist ein großer Dichter, einer der Größten vielleicht, selbst wenn er die alten Sprachen zugunsten seines toskanischen Dialektes verschmährt.«

»Ein glücklicher Umstand, denn sonst hätte ich seit meiner Rückkehr vielleicht noch gar nicht von ihm gehört. Dieser Vers aus seinem jüngsten Werk blieb mir im Gedächtnis.« Er holte Luft und zitierte mit seiner ruhigen, warmen Stimme:

»Des Weges ritt ich jüngst und dacht' im Leide
Dass ich die Fahrt nur ungeru unternommen.
Da sah ich meine Liebe mir entgegenkommen
Den Leib umhüllt mit leichtem Pilgerkleide ...«

Er räusperte sich erneut. »Mag sein, dass ich es nicht ganz richtig wiedergebe.«

Rustichello schwieg. Er hatte Tränen in den Augen.

»Messere?«, fragte der Venezianer.

»Verzeiht.« Rustichello wischte sich die Tränen weg und schluckte schwer. »Mag sein, dass Eure Erinnerung Euch wirklich einen Streich spielt, denn das Versmaß Eurer dritten Zeile geht nicht auf. Dennoch danke ich Euch. Es bedeutet mir sehr viel, diese Worte zu hören.«

»Das freut mich. Aber wie steht es mit Euch? Gibt es nichts aus Eurer Feder, das ich auf meinen Reisen gehört haben sollte?«

Peinlich berührt stocherte der Pisaner in seinem Brei herum. »Sicher gibt es andere, die meine Geschichten mittlerweile besser erzählen als ich. Dichter wie Alighieri, die alte Legenden in moderne Worte kleiden ...«

»So habt Ihr die alten Legenden erzählt? Ihr solltet Euer Licht nicht unter den Scheffel stellen.«

Doch Rustichello winkte ab. »Dieses Licht brennt schon seit langer Zeit und längst nicht mehr so hell wie früher. Achthundert Jahre ist es her, dass König Artus es entzündete. Ich lebte in diesem Licht und trug es vor mir her: Artus und seine Tafelrunde, Meliadus und der edle Guiron, die Geschichte des Sarazenen Palamedes ...«

»Als Knabe habe ich diese Geschichten geliebt«, warf der Venezianer ein. »Wer weiß, vielleicht hätte ich ohne sie nie lesen und schreiben gelernt?«

»Es ist gütig, dass Ihr das sagt, aber wie Ihr schon bemerktet, sind es Geschichten, denen der Glanz des Knabenalters anhaftet. Sobald wir diesem Alter entwachsen, stellen wir fest, dass die Könige nicht wie die Könige in den Geschichten sind, nicht jede Schlacht so ruhmreich ist wie jene von einst. Und die großen Romanzen bleiben in der Wirklichkeit vor allem eines: unerfüllt.«

»Ihr klingt, als sprächet Ihr aus Erfahrung«, stellte der Venezianer fest.

»Tatsächlich hatte ich in meiner kurzen Zeit der Freiheit die Ehre, einige Herrschaften von königlichem Geblüt kennenzulernen. Und ich habe gelernt, dass sie sich ebenso nach dem Glanz der alten Tage verzehren wie wir. König Edward I. von England zum Beispiel – er lebt doch noch, nehme ich an?«

»So sagt man.«

»Edward war genauso groß, wie alle behaupten. Und das schon als Prinz! Wenn ich vor ihm stand und von Lancelot sprach, fühlte ich mich stets wie ein Kind, das seinen Vater mit Kunststückchen beeindrucken will. Doch was geschah, als er auszog, um große Taten zu vollbringen? Was wurde aus seinem Kreuzzug, seinem Versprechen, das Heilige Land zu befreien?«

Der Venezianer rasselte zustimmend. »Er wurde Vater und bald darauf König. Damit gab es Wichtigeres, um das er

sich kümmern musste, nehme ich an. Also ging er wieder nach Hause.«

»Ihr sagt es.« Kopfschüttelnd schob Rustichello seine Schale mit Brei von sich fort. »Ihr habt Euch also mit der Geschichte Outremers befasst?«

»Ich war erst sechzehn, als Prinz Edward auszog; und im Gegensatz zu Euch habe ich ihn auch nie getroffen. Ich machte aber die Bekanntschaft seiner Frau – und die von Tebaldo Visconti, der, so leid es mir tut, hinter seinem Rücken nicht gut von ihm sprach.«

Rustichello schluckte. »Ihr kanntet die Prinzessin ... und Visconti?«

»Gregor X., wie er sich dann später nannte. Aber ja. Ich habe gewissermaßen für ihn gearbeitet.«

»Seid Ihr ein Guelfe?«, fragte Rustichello vorsichtig. Venedig schlug sich politisch gerne auf die Seite des Papstes, denn die Gräben zwischen den neureichen Händlerfamilien und den alten Adelsgeschlechtern des Kaiserreichs waren zu groß.

»Dieser Konflikt hat mich nie interessiert«, wehrte der Venezianer ab. »Die Dienste, die wir für den Papst verrichteten, führten uns weit fort aus allen Ländern, in denen man von Ghibellinen oder Guelfen je hörte.«

»Mir scheint, ich habe unsere Zeit damit verschwendet, Euch von Dingen zu erzählen, die Euch längst bekannt sind. Es ist an der Zeit, dass Ihr mir etwas von Euch erzählt. Werdet Ihr das tun?«

Wieder das unverständliche Zögern seines Nachbarn. Wieso tat er das – ihm erst Hoffnung auf eine große Geschichte zu machen, nur um diese Hoffnung kurz darauf zu zerschlagen? Rustichello kam nicht umhin, Respekt für diesen Mann zu empfinden. Er hätte es verstanden, die Aufmerksamkeit der Damen bei Hofe zu fesseln.

»Ihr habt mich nun zweimal gebeten, mein Leben mit

Euch zu teilen«, sagte der Venezianer. »Als Geschichtenerzähler solltet Ihr wissen, wie gefährlich es sein kann, einen Wunsch zum dritten Mal zu äußern. Um dieser Gefahr vorzubeugen, werde ich Euch einen kurzen Einblick in mein Leben geben. Vielleicht überlegt Ihr es Euch dann noch anders und schließt die Tür, die Ihr aufgestoßen habt, bevor es zu spät ist.«

»Weshalb sollte ich das tun?«

»Weil mir scheint, dass der Quell, nach dem Euch dürstet, nicht dort draußen zu finden ist, sondern in Euch selbst. Nicht die Geschichten sind es, die versiegt sind – sondern Euer Glaube daran.« Die Stimme des Venezianers war weiterhin freundlich, duldet jedoch keinen Widerspruch. »Ihr habt von Wahrheit und Dichtung gesprochen und wie die eine der anderen nicht gerecht werden könne. Doch Ihr täuscht Euch. Die Wahrheit, die ich gekannt habe, wurde von keinem Dichter des Abendlands je erahnt.

Ihr habt gesagt, es gebe keine wahrhaft großen Könige mehr, keine ruhmreichen Taten. Ihr habt gesagt, der Glanz der alten Tage sei vergangen.

Aber so ist es nicht – dieser Glanz strahlt noch hell. Ich sage, es gibt Länder jenseits der Levante, in denen Könige herrschen, gegen die unsere Kaiser sich wie Kinder ausnehmen. Und ob unerfüllt oder nicht – die Liebe, die ich gekannt habe, muss sich nicht scheuen, sich mit der Liebe eines Tristan oder Lancelot zu messen.«

Als der Venezianer diese Worte sprach, begann Rustichellos Herz heftig zu schlagen. Wer war dieser Mann, der sich in einem Atemzug mit Kaisern und Päpsten und den Heroen von einst nannte und so tat, als ob die Welt keine Geheimnisse vor ihm kannte? Hatte man seine Gebete erhört und ihm diesen Fremden geschickt, um ihm ein Fenster in die äußere Welt aufzustoßen, die er so lange vermisst hatte? Oder machte sich der Venezianer nur über ihn lustig

und sprach von Dingen, die nur in seiner Einbildung existierten?

»Ihr scheut Euch nicht, die großen Namen in den Mund zu nehmen«, sagte er vorsichtig, denn er wollte seinen Nachbarn nicht erneut verprellen. »Doch noch habt Ihr mir nicht Euren eigenen Namen genannt. Alles, was ich von Euch weiß, ist, dass Ihr ein Kaufmann seid – und doch wollt Ihr ferne Länder bereist und Unglaubliches erlebt und gesehen haben. Sagt mir, Messere, mit wem habe ich die Ehre?«

»Mein Name ist Marco Polo«, sagte der Venezianer. »Und ich bin weiter gereist als je ein Mensch zuvor.«

II BILDER DER SERENISSIMA

Venedig, 1264–1269

Ich habe mein Leben nicht gewählt. Mein Leben wählte mich; und es kam an einem Tag zu mir, da alle Wege in die Zukunft vor mir ausgebreitet lagen wie das Wasser auf den Straßen der Serenissima.

Niemand, der nicht in Venedig geboren ist, kann wissen, was es heißt, ein Venezianer zu sein. Die Stadt ist ein Spiegel ihrer Bewohner: weltoffen, von keinen Mauern geschützt, verwinkelt und vielschichtig und untrennbar mit der See verbunden.

Wie keine andere Republik hatten wir es verstanden, kirchliche und weltliche Macht wie Gold und Edelsteine auf einer Waage zu balancieren. Seit die Reliquien meines heiligen Namensvetters, des Evangelisten Markus, ihren Weg von Alexandria an die Adria gefunden hatten, war unsere Stadt zu einer der wichtigsten Pilgerstätten der Christenheit geworden. Noch heute hält der Doge ein waches Auge auf